

SKRIPTE ZU MIGRATION UND NACHHALTIGKEIT

Nr. 1

**Community Gardens in Toronto und Seattle –
interkulturell, ökologisch und ernährungssichernd**

von Marit Rosol und Julika Weiß

München, Februar 2005

Stiftung Interkultur
Daiserstr. 15, Rgb.
81371 München
Telefon 089 – 74 74 60-22
Telefax 089 – 74 74 60-30
<http://www.stiftung-interkultur.de>
email: info@stiftung-interkultur.de

Community Gardens in Toronto und Seattle – interkulturell, ökologisch, ernährungssichernd¹

von Marit Rosol und Julika Weiß

Obwohl die Gemeinschaftsgärten in Toronto nicht „Interkulturelle Gärten“ genannt werden, reflektieren sie doch die stark interkulturell geprägte kanadische Gesellschaft. So sind drei Viertel der Torontoer Bevölkerung der ersten oder zweiten Einwanderergeneration zuzurechnen: 52% von ihnen sind selbst eingewandert, bei weiteren 22% ist mindestens ein Elternteil außerhalb von Kanada geboren (SCHELLENBERG 2004:7). Allein ein Fünftel der BewohnerInnen Torontos sind so genannte *New Canadians*, also in den letzten zehn Jahren nach Kanada eingewandert (vgl. STATISTICS CANADA 2001). Die Neu-KanadierInnen sind häufiger arbeitslos, verdienen weniger und arbeiten häufiger im Niedriglohn-Sektor als in Kanada Geborene.² Verschärft ist die Situation für Migrantinnen, da frauenspezifische Diskriminierungen hinzu kommen. *New Canadians* leben zudem – untypisch für Toronto – häufiger in Mietwohnungen und sind mit Schwierigkeiten auf dem Wohnungsmarkt konfrontiert (SCHELLENBERG 2004: 40).

Neben der tatsächlichen Migrationserfahrung spielt vor allem die Zugehörigkeit von Menschen zu verschiedenen ethnischen Gruppen eine große Rolle. So sind rassistisch diskriminierte Bevölkerungsgruppen nicht unbedingt neu eingewandert – am wenigsten die *Native Americans* oder *Aborigines*, jedoch auch nicht zwangsläufig die *African Canadians*.³ Doch werden diese *visible minority communities* aufgrund ihrer sichtbaren Differenz auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt diskriminiert und sind entsprechend überdurchschnittlich von Armut betroffen.

Da Armut, inklusive Hunger, in Nordamerika ein großes Problem ist, dienen die Gärten auch wesentlich der individuellen und kollektiven Ernährungssicherung, was wir im Folgenden am Beispiel von Toronto erläutern wollen. Dazu möchten wir zunächst die dortigen Gärten vorstellen. Abschließen werden wir mit Beispielen und einer kurzen Gegenüberstellung mit Erfahrungen aus Seattle (USA).

1. Toronto Community Gardens

Der Hintergrund der Gärten in Toronto ist ein anderer als der der – hierzulande weitaus bekannteren – *community gardens* in New York City. Dort entstanden viele *community gardens* in den 1970er Jahren auf einigen der vielen brach gebliebenen

¹ Dieser Artikel geht auf einen Vortrag zu den *community gardens* in Toronto und Seattle zurück. Gehalten wurde er im Rahmen des Jour Fixe des ideenaufbaus der workstation e.V. auf dem RAW-Gelände in Berlin-Friedrichshain im Februar 2004. Der Text spiegelt den damaligen Sachstand wider. Die Informationen sammelten wir im Rahmen eines Forschungsaufenthaltes in beiden Städten im Herbst 2003.

² Die Angaben sind aus einer Studie zur Statistischen Metropolregion Toronto, die den Großraum Toronto, also die Stadt Toronto und einige weitere Städte und Gemeinden, umfasst (Schellenberg 2004). Der Anteil der *New Canadians*, deren jährliches Einkommen weniger als die Hälfte des Durchschnittseinkommens beträgt (rund 43.000 Can\$), liegt in Toronto mit knapp über 20% (Frauen: 28%, Männer: 15%) fast drei mal so hoch wie der in Kanada Geborenen.

³ Rund 28% der Torontoer Bevölkerung wird der *visible minority population* zugerechnet. Den größten Anteil bilden dabei die chinesische und die südasiatische Bevölkerung mit jeweils ca. 10% an der Gesamtbevölkerung. Die *aboriginal population* in Toronto ist mit unter 1% – landesweit 4,4% – vergleichsweise klein. (vgl. STATISTICS CANADA 2001)

städtischen Flächen, für die es keine Nutzung gab.⁴ In Toronto gab und gibt es kein solches Angebot an ungenutzten Freiflächen im inneren Stadtbereich. Auf der anderen Seite gibt es jedoch selbst im Stadtzentrum viele kleine Privatgärten vor und hinter den Reihenhäusern bzw. *town houses*, die sehr intensiv begärtnert werden. Neben einer Vielfalt von Blumen werden in Torontos Innenstadt also ohnehin Tomaten, Kürbisse, Paprika, Kräuter etc. angebaut. Diese Möglichkeit besteht allerdings nur für HausbesitzerInnen mit angrenzendem Garten. MieterInnen in Apartmentblöcken und Hochhäusern hingegen fehlen entsprechende Möglichkeiten zum Gärtnern, sei es zum Anbau von gesundem Gemüse, als „*green gym*“ oder einfach zur erholsamen Freizeitbeschäftigung. Da nun wenig Brachflächen im Zentrum der Stadt vorhanden waren, mussten andere Orte für die urbanen Gärten gefunden werden. Deshalb befinden sich die *community gardens* in Toronto größtenteils in städtischen Parks und auf dem Gelände öffentlicher Einrichtungen wie Kirchen, Bibliotheken, *Community Centres* und Gesundheitseinrichtungen. Zur Zeit gibt es in Toronto ca. 100 *community gardens*. Ungefähr 30 von ihnen befinden sich in öffentlichen Parks⁵, die anderen entstanden im Zusammenhang mit den erwähnten sonstigen Einrichtungen.



Abb. 1: Der Dufferin Grove Park *community garden* in der Torontoer Innenstadt. (Foto: Rosol)

Die Torontoer *community gardens* werden nicht zentral verwaltet, sondern organisieren weitgehend selbstbestimmt die Gestaltung der Flächen und ihre Arbeitsweise. Der Grad der „Kollektivität“ ist dabei unterschiedlich. Zum Teil arbeiten die einzelnen *gardeners* recht individuell nebeneinander her, zum Teil wird die gesamte Fläche gemeinschaftlich bewirtschaftet. Die Regeln sind Mischformen mit individuellen *plots* (Beete / Parzellen) und Gemeinschaftsbereichen. Grundsätzlich sind die Gärten jederzeit öffentlich zugänglich, Zäune sind in der Regel nur symbolisch und zum Schutz vor Hunden vorhanden.

Unterstützt werden die Garteninitiativen dabei von einem städtischen Programm und diversen Non-Profit-Organisationen, die im Bereich von urbaner Gartenkultur und

⁴ Zu den New Yorker Community Gardens vgl. (GRÜNSTEIDEL 1996; 2000; MEYER-RENSCHHAUSEN 2002; STONE 2002; TREEBRANCH NETWORK o.J.)

⁵ vgl. http://www.city.toronto.on.ca/parks/programs/garden_parks.pdf

Ernährungssicherung aktiv sind. Das städtische Programm ging 1997 aus einem Kooperationsprojekt der städtischen Parkverwaltung mit FoodShare, der wichtigsten Unterstützungsorganisation, hervor. Der community garden coordinator der Parkverwaltung ist eine wichtige Anlaufstelle für sich gründende Initiativen. Er berät in fachlichen und organisatorischen Fragen und kann vor allem die Nutzung von Flächen in städtischen Parks genehmigen. Er ermöglicht somit die Gründung eines Gartens, danach sind die Gruppen eigenverantwortlich und selbständig tätig. Die Mindestgröße der Fläche, die zur Verfügung gestellt wird, berechnet sich nach der Anzahl der beteiligten Personen: pro Person wird von in der Regel 8x4 *feet*, also von nur rund drei Quadratmetern, ausgegangen. Falls die Gruppe sich irgendwann auflöst, wird die Fläche wieder in den Park integriert.

Für die Gärten, die nicht auf städtischem Parkgelände entstehen, gibt es weitere wichtige Anlaufstellen. Neben der Organisation *FoodShare*, zu der im Teil zur Ernährungssicherung weitere Erläuterungen folgen, ist das u.a. *Evergreen*. Der Schwerpunkt der von *Evergreen*, einer Non-Profit-Organisation mit dem Ziel der Begrünung von Städten, geschaffenen *community gardens* liegt nicht im Nahrungsmittelbereich. Ihnen geht es um die Schaffung von Habitaten und die Bewahrung einheimischer Pflanzen.

Die im Zusammenhang mit den diversen Einrichtungen geschaffenen Gärten haben des öfteren eine spezielle Zielgruppe, z.B. alleinerziehende Frauen, Obdachlose, SeniorInnen und eben auch MigrantInnen.⁶ Für MigrantInnen sind neben dem Anbau von frischen, gesunden Nahrungsmitteln vor allem ethno-kulturelle Aspekte relevant. Sie haben die Möglichkeit, Pflanzen aus ihrer Heimat anzubauen und kulinarische Traditionen zu bewahren. Zudem kommen sie in Kontakt mit anderen und haben einen sicheren Freiraum außerhalb der oft engen Wohnungen. Beim Austausch über Anbaumethoden, organische Düngung und Schädlingsbekämpfung lernen sich die Mitglieder verschiedener Kulturen kennen und haben dabei zugleich die Möglichkeit, Englisch zu lernen. Oft verfügen diese Gärten auch über bezahlte Stellen, die beraten und Gruppenprozesse moderieren können. Dies ist besonders wichtig für Bevölkerungsgruppen, die nur in geringem Maße über die Möglichkeiten zur Selbstorganisation und der Artikulation der eigenen Interessen verfügen (vgl. BAKER 2002).

Die interkulturelle Prägung der Gärten zeigt sich nicht zuletzt im Anbau von – für Mitteleuropäer exotischen – Produkten wie Bitter Melon, Wassermelonen, Okra etc. Nach Einschätzung des community garden programm coordinator (Boyé 2003) erfolgt die Wahl der angebauten Produkte in Toronto entlang ethnischer Grenzen und Klassenzugehörigkeit. So legt die weiße Mittelklasse viel Wert auf ökologisch angebaute, einheimische Pflanzen (nicht unbedingt Nahrungsmittel), während arme bzw. migrantische gardeners vor allem Nahrungsmittel zur Selbstversorgung anbauen, die dann nicht unbedingt einheimisch sind.

⁶ Dazu gehören z.B. der Francis Bavis Community Garden betrieben v.a. von chinesischen Seniorinnen und der Riverside Community Garden von EinwanderInnen aus der Karibik und Südasiens. Weitere Informationen finden sich bei Baker (2002).

Beispiel für einen Garten der *Native Americans*: Miziwe Biik Aboriginal Community Vegetable and Wildflower Garden

Der Garten „Miziwe Biik“⁷ existiert seit Juni 2003 neben dem gleichnamigen Beschäftigungszentrum für *aborigines*. Er ist sehr klein, nur ca. 50 m² groß, jedoch groß genug, um sowohl von der Gestaltung als auch der Pflanzenauswahl her wichtige Bezüge zur Geschichte und Tradition der *aborigines* der Region von Ontario aufzugreifen. So finden sich die „Drei Schwestern“ (Mais, Bohnen, Zucchini) als bedeutsame Nutzpflanzen und wichtige einheimische Wildblumen. Zudem werden weitere kulturell und spirituell bedeutsame traditionelle Pflanzen wie das *sweet grass* und Tabak angebaut. Der Garten wird von Beschäftigten und BesucherInnen des Job Centres in Zusammenarbeit mit Evergreen betrieben und dient v.a. Demonstrationszwecken. Darüber hinaus geht es um Ernährungssicherung, das Erlernen von Fähigkeiten für die Mitglieder der aboriginal community und community building.



Abb. 2: Der Miziwe Biik *community garden* in Toronto. (Foto: Rosol)

2. „Toronto is hungry“: Initiativen gegen den Hunger in Toronto

Als zentrales Element der Community Gärten fällt im Gegensatz zu den Gärten in Berlin das Ziel der Versorgung der Bevölkerung mit frischen, gesunden Nahrungsmitteln auf. In Toronto sind die *community gardens* in ein Netzwerk von Organisationen eingebunden, die sich alle mit der Bekämpfung des Hungers befassen. Grundsätzlich ist in einer Überflussgesellschaft wie Kanada natürlich nicht Nahrungsmittelknappheit das Problem, sondern Armut. Als Gründe für die Armut

⁷ In der Selbstdarstellung des Miziwe Biik Aboriginal Employment & Training Centre findet sich dazu folgende Erläuterung: „Our new name is associated with the female water spirit, and means ‘water which flows all around us’.“

gelten die teilweise sehr niedrigen Löhne und die sehr geringen Sozialleistungen, die zudem 1995 um 22% gekürzt wurden und seitdem nicht mehr angestiegen sind (Spencer 2003). Gleichzeitig sind in Toronto die Mieten auf dem freien Wohnungsmarkt sehr hoch. Aufgrund einer Gesetzesänderung 1998, dem „Tenant Protection Act“ (sic!), der die Neuvermietung von Wohnungen zu jedem beliebigen Preis ermöglicht, kam es zwischen 1998 und 2002 zu einem Anstieg der durchschnittlichen Mieten für eine Wohnung um 19% (von 808 auf 964 kanadische Dollar) (Oliphant/Thompson 2004). Auch die Zahl der Wohnungen im öffentlich geförderten oder sozialen Wohnungsbau ist gering, entsprechend betragen die Wartezeiten für eine solche Wohnung bis zu 15 Jahre (Food and Hunger Action Committee 2001). Die große Zahl an Personen mit sehr geringen Einkünften muss diese also (fast) vollständig zur Begleichung der Mietkosten verwenden – für Lebensmittel bleibt kein Geld übrig. Die Non-Profit-Organisationen beklagen, dass Arme vor der zweifelhaften Wahl stehen: „Pay the rent or feed the kids“ („die Miete bezahlen oder die Kinder ernähren“). Dass dies keine medienwirksame Übertreibung ist, zeigt eine Studie der Ontario Food Bank Association (s.u.): 65% der *food bank* Kunden geben mehr als 65% ihres Einkommens für Mietkosten aus (Food and Hunger Action Committee 2001).⁸



Abb. 3: "Toronto hat Hunger" (Foto: Food and Hunger Action Committee 2001)

In den 1980er Jahren wurden eine Vielzahl von *food banks* gegründet (Robert 2003). *Food banks* sind Organisationen, die Sach- und Geldspenden einsammeln und dann Lebensmittel an Bedürftige verteilen. Sie werden häufig von Kirchengemeinden, aber auch von anderen Nachbarschaftsorganisationen betrieben. Alleine in der Stadt Toronto existieren rund 150 solcher Ausgabestellen (Food and Hunger Action Committee 2001).⁹

⁸ Das durchschnittliche monatliche Einkommen der *food bank* KundInnen im Großraum Toronto lag 2004 bei 930 kanadischen Dollar, wovon im Durchschnitt \$ 700 für die Miete aufgewendet wurden. Die 25% der KundInnen, die im sozialen Wohnungsbau wohnen, zahlen mit durchschnittlich \$235 wesentlich geringere Mieten (Oliphant/Thompson 2004).

⁹ Auch in der Bundesrepublik gibt es ähnliche Organisationen. Bereits heute versorgt die Berliner Tafel, die 1993 in Anlehnung an die nordamerikanischen *food banks* gegründet wurde, 15.000 Bedürftige in Berlin, ein Viertel davon Kinder. Insgesamt gibt

Die **Ontario Food Bank Association** (OFBA), ein Zusammenschluss der *food banks* aus der Provinz Ontario, versorgte 2002 allein 300.000 Personen in der ganzen Provinz mit Lebensmitteln, davon 150.000 im Großraum Toronto (Spencer 2003).¹⁰ Die OFBA sammelt in der ganzen Provinz Sach- und Geldspenden, welche die lokalen *food banks* – zusätzlich zu in der Nachbarschaft gesammelten Spenden – weiter verteilen. Diese Sachspenden stammen aus der Landwirtschaft, von der Nahrungsmittelindustrie und von Händlern. Die Geldspenden werden durch Wohltätigkeitsveranstaltungen und Kampagnen gewonnen. Insbesondere in Supermärkten werden Sachspenden und Geldspenden von KundInnen gesammelt. Diese Spenden reichen aus, um den lokalen *food banks* ungefähr eine Kiste mit Lebensmitteln pro bedürftiger Person im Monat zukommen zu lassen. Dadurch können diese nur ungefähr 10% ihres Lebensmittelbedarfs abdecken.

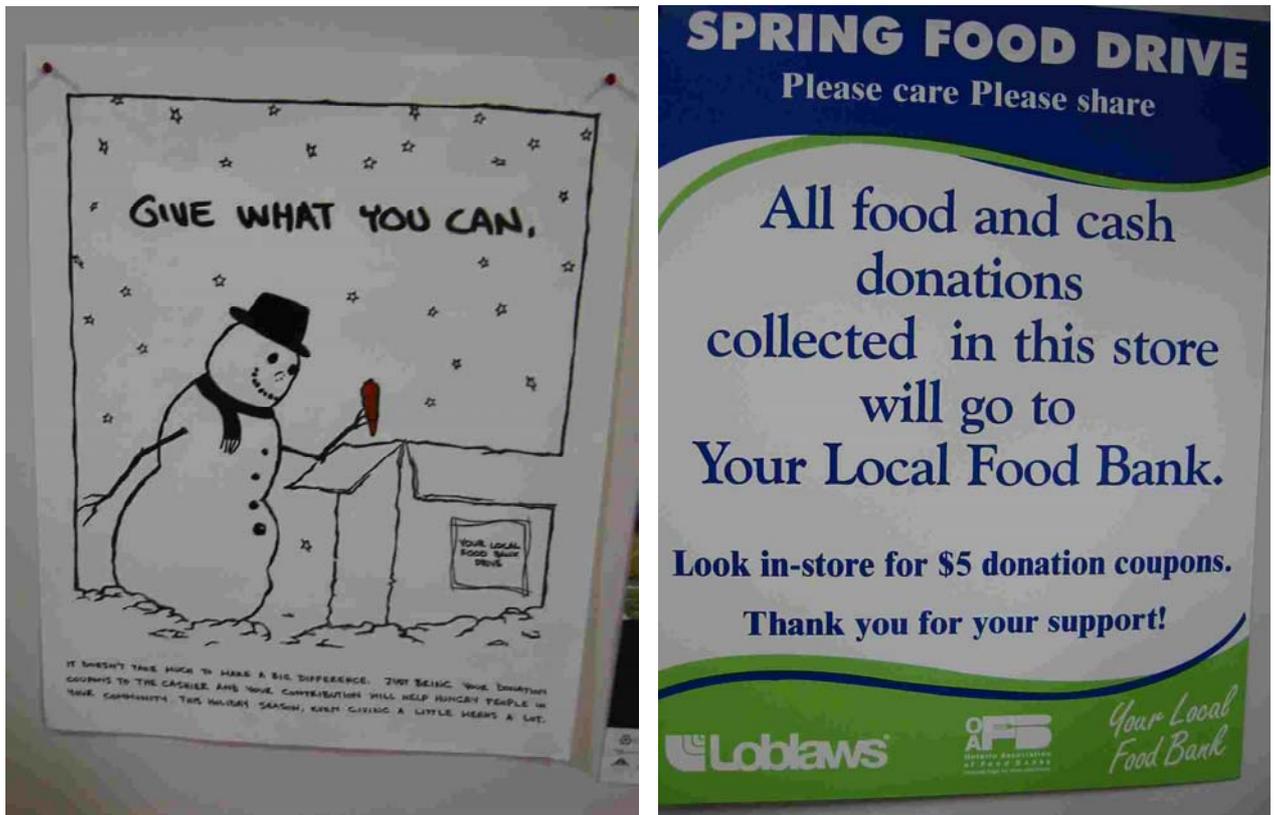


Abb. 4: Plakate der *food banks* in Supermärkten (Fotos: Weiß)

Doch nicht nur quantitativ, auch qualitativ ist die Versorgung der *food bank* KundInnen schlecht, denn die verteilten Lebensmittel sind v.a. Fertigprodukte und Trockenwaren. Um auch frische Lebensmittel verteilen zu können, haben einige lokale *food banks* einen eigenen *community garden*. Aber auch in den anderen Privat- und Gemeinschaftsgärten werden unter dem Slogan „*Plant a row, grow a row*“ ganze Beete für die *food banks* angepflanzt. Allein die *community gardens* Torontos spendeten 2002 ca. 1.000 kg an Nahrungsmitteln. Dies ist bei 150.000 AbnehmerInnen natürlich nur eine kleine Menge.

es heute in Deutschland über 400 solcher Tafel-Projekte (Berliner Morgenpost, 1.12.2004).

¹⁰ 2004 erreichte die Zahl der *food bank* KundInnen im Großraum Toronto mit 175.000 Menschen ihren Höchststand seit Jahren. Die Ursache dafür sieht die Daily Bread Food Bank in den seit 1998 deutlich angestiegenen Mieten (www.dailybread.ca).

Die in den 1980er Jahren im Zuge einer Wirtschaftskrise entstandene Anti-Hunger-Bewegung fand das Modell *food bank* jedoch schnell nicht mehr befriedigend zur Lösung des Hungerproblems. Entsprechend begannen einige Personen nach Wegen für eine längerfristige Lösung des Ernährungsproblems zu suchen. Im Folgenden werden wir hierfür zwei Beispiele vorstellen, die Non-Profit-Organisation *FoodShare* sowie den *Toronto Food Policy Council*, eine Einrichtung der Stadt Toronto.

FoodShare wurde 1985 als Initiative gegen den Hunger gegründet. Ihr Ziel war es damals, Nahrungsmittelangebote für Bedürftige zu koordinieren, außerdem betrieben sie selbst eine *food bank* (*FoodShare* 2003a). Ende der 1980er Jahre war abzusehen, dass das Hungerproblem nicht – wie anfangs erwartet – nur vorübergehend ist. Die *food banks* wurden zu einer dauerhaften Einrichtung. Entsprechend begann *FoodShare* nach mittel- bis längerfristigen Lösungen für das Hungerproblem zu suchen. Dabei wurde bald die Frage nach gesunder Ernährung zu einem wichtigen Thema, da die NutzerInnen der *food banks* über einen Mangel an frischen Produkten klagten. Daneben wurde nach Alternativen zu den karitativen *food banks* gesucht, die von vielen als entwürdigend wahrgenommen wurden. Im Zuge der Entwicklung längerfristiger Konzepte für die Lösung der vorhandenen Ernährungsprobleme kam dann die Frage nach den Möglichkeiten von nachhaltigen Ernährungssystemen auf, wodurch umweltfreundliche Ernährung (regional angebaut und aus biologischem Anbau) an Gewicht gewann (*Fields* 2002).

Das Ziel von *FoodShare* ist also heute die Versorgung aller mit gesunden und umweltfreundlichen Nahrungsmitteln (*Fields* 2003). Insbesondere mit dem Zugang zu frischen Lebensmitteln aus der Region befasst sich das Projekt „*Field to Table*“. Es vertreibt Gemüseboxen, unterhält einen *community garden*, initiiert Bauernmärkte und betreibt Salatbüffets in Schulen. Im Folgenden werden die Gemüseboxe und die Bauernmärkte genauer vorgestellt, die beide mit dem von *FoodShare* betriebenen *community garden* eng verknüpft sind.



Abb. 5: Eine fertig gepackte Good Food Box. (Foto: Weiß)

Bei der *Good Food Box* handelt es sich um eine über ein Abonnement zu beziehende Gemüsekiste, die kostengünstig vertrieben wird (FoodShare 2003b). Die niedrigen Preise dieses Angebots sind sowohl durch ehrenamtliches Engagement beim Packen (500 Freiwillige im Monat), durch den Aufkauf großer Chargen von lokalen Bauern und über den Großmarkt, aber auch durch Eigenproduktion möglich. Die Idee zu der Abokiste entwickelte sich 1991 aus einem Gespräch mit lokalen Bauern/Bäuerinnen, bei dem die Frage aufkam, wie diese ihre Produkte den BewohnerInnen der Stadt verkaufen könnten. Inzwischen wird die Gemüsekiste von 40 Höfen geliefert, einige davon bauen ganze Felder nur für *FoodShare* an. Zu Beginn wurden Produkte aus dem eigenen *community garden* über die Kiste verteilt, mittlerweile jedoch reichen die Mengen dafür nicht mehr aus, lediglich Honig und Sprossen werden heute noch aus Eigenproduktion beigegeben (Brown 2003).

Es gibt heute mehrere Varianten der Gemüsekiste: neben einer Biokiste und einer Kiste für Senioren und Kranke soll hier insbesondere das Projekt „*Afri-Can FoodBasket*“ (vgl. *Afri-Can FoodBasket*, o.J.) erwähnt werden. Die gleichnamige Gruppe organisiert in Kooperation mit *FoodShare* eine Kiste, die neben regionalem Gemüse als Schwerpunkt traditionelles Gemüse aus Afrika enthält. Dieses wird teilweise von lokalen Bauernhöfen angebaut oder kommt aus den *community gardens*, teilweise wird es aus der Karibik oder Afrika importiert. Zielgruppe der Kiste sind Familien mit geringem Einkommen der afrikanisch-kanadischen Gemeinschaft, denen das günstige Angebot an frischem Gemüse eine gesunde Ernährung ermöglichen soll (vgl. *Afri-Can FoodBasket*, o.J.).

Ein wichtiger Grund für die Entscheidung vieler KonsumentInnen für die Gemüsekisten ist, dass sie Probleme haben, anderweitig an frisches Obst und Gemüse zu kommen. Dies gaben bei einer Befragung 61% der KundInnen als Grund für den Bezug einer Kiste an (Fields/Morgan 1996). In vielen nordamerikanischen Großstädten wird seit Jahren das Phänomen von „*food deserts*“ in den armen Innenstadtbezirken – die häufig vor allem von benachteiligten ethnischen Gruppen bewohnt werden – beobachtet (Jones/Yeates 2003). In vielen dieser Gebiete haben die verbliebenen Einkaufsmöglichkeiten – wenn überhaupt – nur ein minimales Angebot an Frischwaren und insgesamt sind die Waren dort vergleichsweise teuer. Gleichzeitig verfügen diese Stadtteile oft nur über eine unzulängliche Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr. So ist es für die dort wohnenden Personen besonders schwierig, sich mit kostengünstigen, gesunden und frischen Lebensmitteln zu versorgen. Auch wenn dieses Phänomen in Toronto weniger ausgeprägt ist als in vielen US-amerikanischen Städten, so deutet nicht nur die Befragung unter den GemüsekistenkundInnen darauf hin, dass es auch hier Probleme bei der Versorgung mit frischen Produkten gibt: zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch eine Studie zur Versorgungslage ärmerer Menschen in Toronto (Toronto Food Policy Council 1996).

Dem begegnet *FoodShare* auch mit einem anderen Projekt: so werden in ärmeren, mit frischem Gemüse unterversorgten Gebieten, die auch in Toronto überdurchschnittlich häufig von *visible minority communities* bewohnt werden, Wochenmärkte initiiert. Auf diesen Märkten gibt es, neben Ständen von Bauernhöfen

und anderen lokalen ProduzentInnen, auch einen Verkaufsstand des community gardens, den *FoodShare* betreibt. Dieser soll vor allem die Vielfalt an Gemüse demonstrieren, die auch vor Ort angebaut werden kann (Lynn 2003).

Eine weitere wichtige Organisation, die sich mit dem Thema Ernährungssicherung und community gardens beschäftigt, ist der **Toronto Food Policy Council (TFPC)**. Er wurde 1990 gegründet und ist ein beratendes Gremium für die Stadt, in dem Mitglieder des Stadtrats, AkteurInnen der NGOs, Unternehmen, Landwirte, etc. zusammen kommen (Caldeon Institute of Social Policy 2001; Toronto Food Policy Council 2002). Ziel des TFPC ist die Vernetzung der AkteurInnen der Ernährungssicherung (Unternehmen und lokale Gruppen) sowie die Entwicklung von Projekten und Politikberatung.

Darüber hinaus gibt er Diskussionspapiere heraus und betreibt eigene Forschungsvorhaben. In seinen Strategien zur mittel- bis langfristigen Ernährungssicherung spielen die community gardens und andere Formen urbaner Landwirtschaft eine wichtige Rolle. Ein Aktionsplan zur Ernährungssicherung, den ein Stadtrat-Ausschuss unter Mitwirkung des TFPC verabschiedet hat, benennt in seinen Handlungsempfehlungen Gärten ebenfalls als wichtigen Bereich (Food and Hunger Action Committee 2003, 2001). So soll die Stadt Geld für mehr community gardens bereitstellen, besonders in Gebieten mit schlechtem Zugang zu Lebensmitteln und in armen Gebieten. Daneben werden auch die Ursachen des Hungers in Toronto angegangen: die Stadt wird aufgefordert, für höhere Löhne und bezahlbaren Wohnraum zu sorgen.



Abb. 6: Der Picardo P-Patch in Seattle. (Foto: Rosol)

3. „Cultivating Communities“ in Seattle, USA

In Seattle an der Westküste der USA wird seit 1995 versucht, die ethnische Diversität in den städtischen *P-Patches* zu erhöhen.¹¹ Das so genannte *Cultivating Communities* ist ein spezifisch auf die Personengruppen zugeschnittenes Programm, die aufgrund finanzieller oder kultureller Barrieren keinen Zugang zu regulären Pachtverhältnissen haben. So soll sich die ethnische und soziale Diversität der Wohnviertel auch stärker in den Gärten widerspiegeln.

Das Programm wird von der Stadtverwaltung in Kooperation mit dem ehrenamtlichen Zusammenschluss der *Friends of P-Patch* und der *Seattle Housing Authority* betrieben. Derzeit gibt es 19 dieser Gärten. Drei von ihnen wiederum sind market gardens, d.h., Produkte aus diesen Gärten können – im Gegensatz zu den anderen *P-Patches* – verkauft werden und der Gewinn kommt größtenteils den *gardeners* zugute. Diese sind in der Regel neu eingewandert, überwiegend aus Südostasien. Der Verkauf erfolgt über ein Bio-Abonnement-Kisten-System. Neben den ökonomischen Zielen der Einkommensverbesserung verfolgt das Projekt auch soziale und allgemein qualifizierende Ziele – z.B. den Erwerb von Englischkenntnissen und Vermarktungsfähigkeiten (Goodlett 2003).



Abb. 7: Der Market Garden New Holly Süd-Seattle. (Foto: Rosol)

¹¹ Das System der community gardens in Seattle ist – im Gegensatz zu Toronto – stärker in Form des P-Patch-Programms des Department of Neighborhood institutionalisiert. Die Gärten werden direkt von Stadt aus verwaltet, und es muss eine jährliche Pacht in Höhe von ca. 50 \$ gezahlt werden (MACDONALD 2003). Im Gegensatz zu den deutschen Kleingärten sind die einzelnen – im Vergleich mit Schrebergartenparzellen recht kleinen – plots jedoch nicht durch Zäune voneinander getrennt und die gesamte Anlage ist jederzeit öffentlich zugänglich. Neben den ca. 70 von der Stadt verwalteten *P-Patches* gibt es eine kleine Zahl weiterer, unabhängiger *community gardens*. Der ökologische Anbau ist für alle P-Patches verpflichtend. Wie auch in Toronto werden Teile der Erträge an food banks gespendet.

4. Städtische Subsistenz oder Neuauflage von Armengärten?

Abschließend möchten wir auf drei wesentliche Aspekte der Gärten in Toronto und Seattle eingehen: ökologische Ausrichtung, Interkulturalität und Nahrungsmittelanbau.

Eine große Bedeutung besitzen ökologische Anbaumethoden. Dies zeigt sich etwa darin, dass es in den Gärten einen Kompost gibt, dass keine Chemikalien zur Düngung oder Schädlingsbekämpfung benutzt werden und Samen gesammelt und getauscht werden. Daneben konnten wir bestimmte Werthaltungen feststellen, die sich auch in politischen Einschätzungen zu globalen Diskussionen um WTO, Gentechnik, Patentierungen, TRIPS, Biopiraterie äußerten. Neben den *gardeners*, die sich vor allem aus gesundheitlichen und geschmacklichen Gründen auf ökologische Anbaumethoden spezialisieren, gibt es also durchaus auch jene, die ihr lokales Handeln – z.B. die Bewahrung alter Sorten – in einen globalen und politischen Zusammenhang stellen.

Ebenfalls wurde deutlich, dass die Gärten insbesondere für ethnische Gemeinschaften eine besondere Bedeutung besitzen. Sie dienen der Versorgung mit Nahrungsmitteln im Allgemeinen und aus dem eigenen Kulturkreis im Besonderen, sie fördern Kontakt und Austausch, entlasten das meist knappe Haushaltsbudget. In diesem Punkt zeigen sich auch Ähnlichkeiten zur deutschen Situation. Wie auch in den deutschen Kleingärten sind z.B. in Seattle im städtischen Gartenprogramm MigrantInnen unterrepräsentiert. Entsprechend wurden besondere Gärten geschaffen: die Cultivating Communities in Seattle und die Interkulturellen Gärten in der Bundesrepublik.

Nicht zuletzt ist den meisten Gärten eine starke Ausrichtung auf die Produktion gesunder Nahrungsmittel gemeinsam. Diese dient vor allem der Selbstversorgung, nur in einigen Pilotprojekten wie den *Market Gardens* in Seattle bietet die Möglichkeit des Verkaufs der Produkte eine direkte Einkommensverbesserung. Die angebauten Produkte dienen der Bereicherung der Nahrungsmittelversorgung der *gardeners* oder werden an *food banks* gespendet. Ein auf weitgehende Selbstversorgung orientierter Anbau lohnt sich nur, wenn die *gardeners* nicht mehr formell beschäftigt sind und über entsprechend viel Zeit sowie gärtnerisches Fachwissen verfügen.

Diese starke Fokussierung auf den Nahrungsmittelanbau und die enge Verknüpfung mit dem Thema Hunger und Ernährung hat uns überrascht. Politisch ist diese nicht ganz eindeutig zu bewerten. Vielfach ist die hohe Bedeutung der Ernährungssicherung, wie wir aufgezeigt haben, eher aus der Not heraus geboren. Somit bedeuten die Gärten in der momentanen Situation für die *gardeners* und die Personen, die von den Spenden aus den Gärten profitieren, eine Verbesserung der Ernährungslage. Dennoch sind die dortigen Aktiven mit dieser Lösung nicht zufrieden, da es nicht an den Ursachen ansetzt. Sie setzen sich entsprechend für weitergehende Lösungsansätze ein: für höhere Löhne und Sozialleistungen sowie geringere Mieten. Sie verweisen auf das (noch?) in Europa existierende Sozialsystem, welches sie größtenteils als sinnvoller zur Bekämpfung von Hunger ansehen als das von ihnen praktizierte, vielfach ehrenamtlich betriebene

„Parallelsystem“. Die Aktivitäten für die eigene Subsistenz sollten folglich begleitet sein von der öffentlichen Thematisierung grundsätzlicher Fragen von Macht und Herrschaft, konkret z.B. von Forderungen nach einer würdigen Grundsicherung. Denn: Probleme, die durch politische Entscheidungen z. B. im Wohnungsbereich entstehen, können nicht durch Gemüseproduktion in der Stadt aufgefangen werden. Folglich muss bei aller Wertschätzung der Gärten und GärtnerInnen hier wie dort vor der Gefahr politischer Instrumentalisierung gewarnt werden. Denn ebenso wenig wie die Gemeinschaftsgärten als Ersatz für öffentliche Grünflächen geeignet sind, dürfen sie als Ersatz für eine soziale Grundsicherung gelten. Dies gilt es insbesondere in Zeiten, in denen das soziale Sicherungssystem hierzulande ausgedünnt wird, im Blick zu behalten.

Hinweise auf Internetseiten:

<http://communitygarden.org/> (USA und mehr)
<http://www.greenthumbnyc.org/> (New York City)
<http://www.greenguerillas.org/> (New York City)
http://www.city.toronto.on.ca/parks/programs/community_intro.htm (Toronto)
<http://www.foodshare.net/> (Toronto)
<http://www.cityofseattle.net/neighborhoods/ppatch/> (Seattle)

Literatur und weitere Quellen

Baker, Lauren (2002): Seeds of our City – Case studies from 8 diverse gardens in Toronto. Projektbericht Foodshare (Hg.), Toronto, Canada.
Caldeon Institute of Social Policy (Hg.) (2001): The Toronto Food Policy Council. community stories. Ottawa, Canada
Daily Bread Food Bank (2004): Housing Report Update: Rising Food Bank Use Linked to Tenant Protection Act. verfügbar über: www.dailybread.ca/ [Zugriff: 30.11.2004]
Food and Hunger Action Committee (Hg.) (2001): The Growing Season. Phase 2 Report, Februar 2001, Toronto
Food and Hunger Action Committee (Hg.) (2003): Tending the Garden. Final Report on implementing „The Growing Season“ and recommended next steps, Juli 2003, Toronto
FoodShare (Hg.) (2003a): Food Share 2003: Programs, Resources, History, Philosophy. Working with communities to improve access to affordable and healthy food – from field to table. Toronto
FoodShare (Hg.) (2003b): The Good Food Box Celebrates Nine Years; In: Good Food News, Vol. 7, No. 3, Seite 1; Februar 2003
Field, Debbie (2002): Changing the Way We See Food at the Individual, Community and Social Policy Levels. Putting Food First, Building Food Security in Alberta, April 2002. Handout zum Vortrag
Field, Debbie and Morgan, Mary Lou (1996): Food Share Field to Table Program: Evaluation Results, August 1996
Grünsteidel, Irmtraud (1996): Community Gardens in New York City. Magistra-Arbeit am John F. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien, Freie Universität Berlin, Berlin.
Grünsteidel, Irmtraud (2000): Community Gardens. Grüne Oasen in den Ghettos von New York. In: Holl, Anne / Meyer-Renschhausen, Elisabeth: Die Wiederkehr der Gärten. Innsbruck: 125-139.
Lynn (2003): Farmers Market in Parkdale; in: Good Food News, Vol. 7, no. 16, Seite 1, August 2003
Meyer-Renschhausen, Elisabeth (2002): Grüner Daumen. Community Gardens, eine neue soziale Bewegung in NYC. In: Frankfurter Rundschau vom 11.10.2002: 19
Oliphant, Michael, und Thompson, Jean-Philippe (2004): Somewhere to Live or Something to Eat: Housing Issues of Food Bank Clients in the GTA. August 2004. Department of Research

and Education on Poverty, Daily Bread Food Bank, verfügbar über www.dailybread.ca/ [Zugriff: 30.11.2004]

Schellenberg, Grant (2004): Trends and Conditions in Census Metropolitan Areas: Immigrants in Canada's Census Metropolitan Areas. Statistics Canada, Business and Labour Market Analysis Division. Verfügbar über: www.statcan.ca/english/research/89-613-MIE/89-613-MIE2004003.pdf [Zugriff: 29.11. 2004].

Statistics Canada (2001): Census 2001. Verfügbar über: www12.statcan.ca [Zugriff: 29.11. 2004].

Stone, Edie (2002): Community Gardening in New York City wird zur politischen Bewegung. In: Meyer-Renschhausen, Elisabeth: Die Gärten der Frauen. Herbolzheim: 159 – 177.

The Afri-Can FoodBasket (Hg.) (o.J.): Working for Co-operative Community Economic Development

Toronto Food Policy Council (Hg.) (2002): Introducing the Toronto Food Policy Council: Who we are, what we do and how we do it. November 2002

Toronto Food Policy Council (1996): Food Retail Access and Food Security for Toronto's Low-income Citizens

Treebranch Network (o.J.): New York's Community Gardens – A History. Verfügbar über: www.treebranch.com/community_gardens.htm [Zugriff: 25.05. 2004].

Interviews

Boyé, Solomon; Parks and Recreation Department, City of Toronto; Interview am 29.09.2003.

Brown, Yvonne; FoodShare, Mitarbeiterin im Field to Table Centre; Interview am 23.9.2003
Field, Debbie; FoodShare, Geschäftsführerin; Interview am 26.9.2003

Goodlett, Martha; Managerin "Cultivating Communities", City of Seattle; Interview am 14.10.2003.

Jones, Ken und Yeates, Maurice; Professoren an der Ryerson University im Centre for the Study of Commercial Activity; Interview am 18.9.2003

Macdonald, Rich; Seattle P-Patch-Program; Interview am 08.10.03.

Roberts, Wayne; Toronto Food Policy Council, Projekt Koordinator; Interview am 17.9.2003

Spencer, Bob; Ontario Association of Food Banks, Direktor; Interview am 24.9.2003

MARIT ROSOL studierte Stadt- und Regionalplanung und promoviert derzeit im Graduiertenkolleg „Stadtökologie“ der Humboldt-Universität über Gemeinschaftsgärten in Berlin.

JULIKA WEISS studierte Technischen Umweltschutz und promoviert derzeit im gleichen Graduiertenkolleg über Ökologisches Einkaufsverhalten.